



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Der deutsche Staat am Ende des neunzehnten Jahrhunderts

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Der deutsche Student am Ende des neunzehnten Jahrhunderts



er die Jugend hat, der hat die Zukunft — dieses bekannte, jüngst auch vom Fürsten Bismarck gebrauchte Wort hat in einer Zeit des Gährens und Werdens, wie es die unsrige ist, in einer Zeit, wo alte Ideale stürzen und neue in dämmerhaften Umrissen nur erst von wenigen erkannt werden, eine besondere Bedeutung. Und aus demselben Munde, der dem deutschen Volke in den letzten Monaten so manche goldne Wahrheit verkündet hat, haben wir am 8. April die Mahnung vernommen, daß die Zukunft jedes Landes auf der Minderheit der Gebildeten beruhe, die es enthalte. Dieser Satz, der dort, wo man von einer weiteren Demokratisierung unsrer Anschauungen und Einrichtungen das Heil erwartet, verstimmt haben wird, legt allen denen, die sich zu den Gebildeten zählen, Pflichten auf, die um so schwerer und dringender werden, je mehr die politische Verfassung dem Verlangen nach demokratischer Gleichberechtigung entgegenkommt, während sich doch zugleich auf andern Gebieten, in Bildung und Besitz, zwischen der Minderheit des Volkes und der großen Masse eine fast unüberbrückbare Kluft aufthut.

Nun ist es eine bekannte Thatsache, daß sich verhältnismäßig nur wenige Menschen in vorgerückten Jahren dazu verstehen, von dem Inventar der Überzeugungen, die mit ihnen aufgewachsen sind, etwas preiszugeben, um es durch neue Gedanken, zumal durch solche, die ihnen Entbehrungen oder Pflichten auflegen würden, zu ersetzen. Daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, ist heute nicht leichter als vor zweitausend Jahren, und weil dem so ist, haben es Männer, die für ihre pflicht- und entsagungspredigenden Ideen die Zukunft haben wollen, neuerdings unternommen, die begeisterungsfähige Jugend, vor allem die studirende, für sich zu gewinnen.*)

*) Von den Flugschriften an die deutschen Studenten, die im Verlag von Vandenhoeck und Ruprecht in Göttingen erscheinen, sind uns bis jetzt drei bekannt geworden: Manneswürde und Mädchenehre, von Direktor H. Th. Bauer; Das akademische Studium und der Kampf um die Weltanschauung, von Professor Dr. M. Reischle, und Der Student im Verkehr mit den verschiednen Volkskreisen, von Pfarrer Friedrich Raumann.

Auch aus andern Gründen hat sich die öffentliche Meinung in der letzten Zeit wiederholt mit der studirenden Jugend beschäftigt. Wir wollen hier nicht den Schatten der seligen Umsturzvorlage heraufbeschwören, aber etwas Gutes hat sie doch gebracht, insofern die Beschuldigungen, die im Reichstag gegen eine Anzahl deutscher Professoren erhoben wurden, einen der Angegriffnen, Professor Theobald Ziegler in Straßburg, veranlaßt haben, die Vorlesungen, die er vergangnen Winter über die deutschen Studenten der Gegenwart gehalten hat, zu veröffentlichen.*) Dieser Entschluß wird allen, die im Sinne Bismarcks auf die deutsche Jugend hoffen und sein Wort von der verantwortungsvollen Stellung der gebildeten Minderheit beherzigen, ungeteilte Freude bereiten. Denn mit einem Freimut, der es begreiflich macht, daß in dem Straßburger Hörsaal mitunter ein Scharren des Mißfallens seine Ausführungen begleitete, sagt Ziegler der studirenden Jugend die Wahrheit, und er sagt sie in so packender, geistprühender Weise, wie wir es — von ihm gewöhnt sind. Daß dabei auch für die Eltern und einige andre Nichtstudenten ab und zu eine Wahrheit abfällt, erhöht den Wert des Buches.

Der deutsche Student am Ende des neunzehnten Jahrhunderts — verdient der wirklich außer der Beachtung, die ihm in den Fliegenden Blättern geschenkt wird, Gegenstand der öffentlichen Aufmerksamkeit zu werden? Und selbst wenn man diese Frage bejaht, bleibt es auch dann nicht etwas seltsames, daß ein Professor diesem Gegenstande siebenzehn Vorlesungen widmet? Ungewöhnlich ist das Vorgehen Zieglers auf jeden Fall, und er gesteht selbst, daß ihm nach der Ankündigung seiner Vorlesungen mehr als einmal die Frage vorgelegt worden sei, was er denn eigentlich damit bezwecke. Auf diese und ähnliche Fragen giebt er in der einleitenden Vorlesung folgende Antwort: „Wir leben in einer Übergangszeit. Vielleicht niemals ist es am Ende einer Periode einem Geschlecht so klar gewesen wie uns heute, daß das kommende Jahrhundert einen ganz andern Charakter haben werde, ja haben müsse, als das eben zu Ende gehende. . . . So gährt und brodeln es rings um uns her und reißt uns alle in seinen Strudel mit hinein; und schwerer als je ist es daher auch für den Einzelnen, in diesem Chaos, wo alles fließt, einen festen Fuß und Halt zu fassen, schwer auch für den guten Menschen, in seinem dunkeln Drange sich des rechten Weges wohl bewußt zu bleiben, schwer für den werdenden, zu wissen, was er werden soll, und zu werden, was er werden will. Selten aber war es vor allem je so schwer wie heute, ein Charakter zu werden und ein charaktervoller Mensch zu sein und zu bleiben. Das alles trifft den deutschen Studenten in erster Linie und mit voller Wucht. Wir Ältern wurzeln noch mehr oder weniger fest im neunzehnten Jahrhundert und

*) Theobald Ziegler, Der deutsche Student am Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Stuttgart, Göschen.
Grenzboten III 1895

seinen Anschauungen, und wohl uns, wenn wir das Neue, das im Anzug ist, wenigstens noch verstehen! Sie dagegen wachsen aus diesem neunzehnten Jahrhundert heraus in ein neues hinein, dessen Träger Sie sein müssen: wir sehen den Übergang, Sie sind er selbst."

Weil es nun in solchen Zeiten des allgemeinen Schwankens mehr noch als sonst darauf ankommt, zu prüfen, welche Dinge der Erhaltung wert und welche zum Untergange reif sind, so bespricht Ziegler alles, was den Studenten angeht und bewegt, das Höchste wie das Gemeinste, das ganz Äußerliche wie das Innerliche, seine Ideale wie seinen „Wechsel," seine Politik, seine Religion und seine Ehre, seine Vorlesungen, wie er sie besucht, und wie er sie schwänzt, sein Kommerzfieren und Pauken, kurz sein ganzes Leben und Streben.

Dieser fast unübersehbare Stoff teilt sich wie von selbst in zwei Abschnitte, das akademische Leben und das akademische Studium, wovon dem einen elf, dem andern fünf Vorlesungen gewidmet sind. Die erste behandelt die akademische Freiheit. „Frei ist der Bursch" — so heißt es zwar im Liede; aber haben die heutigen Studenten noch ein Recht, so zu singen? Wie ein Märchen klingt heute, wo der Student in allen Rechtsstreitigkeiten unter das ordentliche Gericht gestellt ist, die Kunde von jenen Zeiten, wo man es für notwendig hielt, zu bestimmen, daß der, der einen Nachtwächter töte, so behandelt werden solle, als ob er einen andern Menschen getötet hätte. Wenn sich aber hier und da noch einige Vorrechte bis auf die Gegenwart erhalten haben, wie z. B. in Preußen die Bestimmung, daß ein Student eine Freiheitsstrafe bis zu zwei Wochen im Universitätskarzer abtun darf, so wird sich selbst eine derartige Ausnahmestellung auf die Dauer nicht halten lassen. Und doch bleibt auch dann, wenn diese letzten spärlichen Reste dem nivellirenden Zuge des modernen Lebens zum Opfer gefallen sind, die wahre akademische Freiheit bestehen. Denn nicht in jenen Äußerlichkeiten, nicht in dem Recht, etwas zu thun, was andern gleichaltrigen Jünglingen durch Strafgesetz und Polizeiverordnungen verboten ist, erblickt Ziegler das Wesen der akademischen Freiheit, sondern in Dingen, die niemals ein Strafrichter vor sein Forum ziehen wird. Das erste und wichtigste sei die Lernfreiheit, von der man freilich schon spottend gesagt habe, daß sie im Grunde nichts anderes sei als die Freiheit, nicht zu lernen, sondern zu faulenzeln, deren Zweck aber offenbar der sei, daß es für den Jüngling darauf ankomme, lernen zu wollen, nachdem er als Knabe dazu angehalten worden sei, lernen zu müssen. Was Pestalozzi so schön von Gertrud und ihren Kindern sage: sie spinnen so eifrig, wie kaum eine Tagelöhnerin spinnst, aber ihre Seelen tagelöhnern nicht — diesen hohen und freien Geist der Arbeit eigne man sich in der Regel noch nicht auf der Schule an, sondern „in der demokratischen Luft schrankenloser Freiheit und Ungebundenheit. Und deswegen giebt man dem Studenten diese Freiheit, die

er freilich auch dazu mißbrauchen kann, nichts zu thun, giebt ihm das Recht zu wählen, wobei er freilich auch kläglich daneben greifen kann, die Freiheit, seine Arbeit selbständig zu gestalten, wobei er auch gründlich zerfahren oder jämmerlich einseitig werden kann. Aber *abusus non tollit usum*: die richtig verstandne und richtig gebrauchte Lernfreiheit hat sich im großen und ganzen doch bewährt.“

Sodann besteht die akademische Freiheit in einer gewissen Ungebundenheit gegenüber der Sitte. Auch hier ist der Knabe noch unfrei. In der Familie und auf der Schulbank ist seine Tugend vor allem die des Gehorsams; nicht er gestaltet sich sein Leben, sondern andre thun es für ihn. Was er zu thun oder zu lassen hat, wird ihm vorgeschrieben, und so lebt er im allgemeinen bis zum Abiturientenexamen gleichsam als Unterthan eines Staats, dessen Verfassungsform man, wenn es gut geht, die des aufgeklärten Despotismus, freilich mitunter auch die eines recht unaufgeklärten, nennen könnte. Als akademischer Bürger dagegen erhält er das Recht der Selbstbestimmung, er wird frei, aber nicht etwa vom Sittengesetz, sondern von der Sitte. Denn sittlich sein heißt mit Bewußtsein thun, was die Sitte gebietet, oder aber ihr entgegengetreten, wo sie veraltet und unvernünftig, mit einem Wort zur Unsitte geworden ist. Man mag sagen, was man will: die öffentliche Meinung bindet auch heute noch die Menschen an Sitten, die längst zu inhaltlosen, ja zweckwidrigen Formen erstarrt sind. Und darum erklärt es Ziegler für einen Segen und für eine Nothwendigkeit, daß der Mensch einmal eine Periode durchmache, wo er gleichsam darauf gestoßen wird, sich auf die Berechtigung der Sitte und auf seine Stellung zu ihr zu besinnen. Ohne Zweifel geschieht das am besten in einer Zeit, wo der Mensch auch thatsächlich in gewissem Sinne von der Sitte losgebunden ist und die Bannsprüche der öffentlichen Meinung nicht zu fürchten braucht. „Es giebt auch in dieser Welt der Sitte und sogenannten sittlichen Anschauung gar vieles, was wert ist, daß es untergehe und in Trümmer geschlagen werde. Der Student kann das nicht besorgen, dazu ist er noch zu jung, aber daß er einmal den Versuch macht, ohne diesen Respekt vor dem Geltenden auszukommen, daß er sich mit dem Mut erfüllt, wo es nötig ist, sich darüber hinwegzusetzen, das ist sein gutes Recht und liegt im Interesse des sittlichen Fortschritts. Der Philister ist der ewige Rücksichtnehmer, der Student der absolut Rücksichtslose, nicht um es zu bleiben, sondern um sich einmal zu tauchen und gesund zu baden in dem Geiste robuster Rücksichtslosigkeit, um sich salben zu lassen mit einem Tropfen revolutionären Öls, das jeder wahrhaft sittliche Mensch in sich haben muß.“

Mit diesen Sätzen will Ziegler keineswegs der Rüpelhaftigkeit das Wort reden; auch ihm würde der junge Mann, der mit dem Hut auf dem Kopfe in sein Zimmer träte, mißfallen; dennoch ist ihm der Jüngling, der linksisch oder als derber Naturbursche auftritt, im allgemeinen lieber als der aalglatte

junge Herr, der sich wie ein siegesgewisser Kommiss oder ein angehender Diplomat benimmt und den Verdacht nahe legt, daß er ein Hohlkopf oder ein Streber sei und sich beugen werde, wo immer „die Gewalt sich regt.“

Am Schluß der Auseinandersetzung über die akademische Freiheit kommt Ziegler auf die studentische Kleidung, die Farben und den Frack zu sprechen, Dinge, denen er mit gemischten Empfindungen gegenübersteht. Während er gegen die bunten Mützen und Bänder, einen Rest der alten Neigung, sich durch irgend etwas Auffallendes oder Flottes von andern jungen Leuten zu unterscheiden, nichts einwenden will, wünscht er den Frack, als das traurige Wahrzeichen männlichen Ungeschmacks, von der Universität, ja selbst aus dem Examen verbannt; noch mehr aber klagt er darüber, daß auch Studenten auf die Gigerltracht hineingefallen sind, jene „häßliche Zuhältertracht, die die physische, intellektuelle und moralische Impotenz so schamlos zur Schau trägt.“

Von der vierten bis zur siebenten Vorlesung wird die akademische Ehre und ihr Verhältnis zu einigen sehr heikeln Dingen behandelt. Was ist die Ehre? Auf diese Frage giebt Ziegler eine Antwort, mit der sich Sudermanns Graf Trast einverstanden erklären könnte: sie habe etwas Aristokratisches an sich, etwas von Kastengeist und Standesvorurteil, und könne mit der Sittlichkeit, die im Gegensatz dazu demokratische Züge habe, schwer zusammenstoßen. Auch Graf Trast giebt als das Wesen der sogenannten Ehre an, daß nur wenige, ein Häuflein Halbgötter, sie haben dürfe, und daß es tatsächlich so viele Sorten von „Ehre“ gebe wie gesellschaftliche Kreise und Schichten. Man kann über die Art und Weise, wie sich der ehemalige Kürassierleutnant und jetzige Kaffeekönig über den Ehrbegriff seiner frühern Standesgenossen lustig macht, verschiedner Meinung sein, aber wenn er betont, daß man an die Stelle der Ehre die Pflicht setzen solle, so läßt sich dagegen nichts einwenden. Denn es läßt sich nicht leugnen, daß die meisten Ehrencodices Dinge für erlaubt erklären oder wenigstens dulden, die der Pflicht schnurstracks zuwiderlaufen. Das gilt auch von dem studentischen Ehrenkodex, der drei sehr häßliche und verwerbliche Fehler: zu faulenzeln, zu trinken und über seine Verhältnisse zu leben, nicht verbietet.

Hinsichtlich der Faulheit ist allerdings zu beachten, daß ein Student, der die Kollegien schwänzt oder seine Bücher vernachlässigt, deshalb noch nicht als faul bezeichnet werden darf, weil er bei aller Gleichgiltigkeit gegenüber seinem Fach doch ein Mensch von Bildungstreben sein kann. Der „reinen Faulheit“ begegnet man nach Zieglers Wahrnehmungen unter der akademischen Jugend verhältnismäßig selten; wo sie aufträte, werde man sie in der Regel als die Nebenerscheinung zweier andern Laster, der Trunksucht und der Ausschweifung, erkennen. Ob die „reine Faulheit“ wirklich unter der Studentenschaft nicht eine größere Zahl Verehrer hat, als Ziegler anzunehmen scheint, ist eine Frage, die wir nicht so ohne weiteres verneinen möchten; hier sei nur darauf hinge-

wiesen, daß die Spezies der sogenannten „reinen Faulheit“ auch noch auf einem andern Boden wuchert und gedeiht. Wir denken an die vielen Musesöhne, denen es vor allem darauf ankommt, „Studenten“ zu sein, aber nicht zu studiren, denen der Kommit mit dem, was drum und dran hängt, der Inbegriff aller Weisheit ist, und die — wir wollen es zum Entsetzen der Väter und Mütter herausfagen — in den feinsten Korps am zahlreichsten vertreten sind.

Nun zum Trinken. Ziegler führt aus, wie dieses altgermanische Laster, das uns schon zu Tacitus Zeiten bei andern Völkern einen wenig feinen Ruf verschafft habe, in der Gegenwart allmählich aus einem allgemeinen ein gemeines geworden sei, gegen das man auf der ganzen Linie, d. h. in allen Ständen und Schichten, einen regelrechten Kampf eröffnen müsse. Zwar die völlige Enthaltbarkeit werde nur für den zur Pflicht, der seiner nicht mächtig sei, für die übrigen aber gehöre sie in das Kapitel der evangelischen Ratschläge, denn daß man zusammen trinke, wenn man sich zusammen freue, sei eine psychologisch begründete Sitte. Für schlechthin bedenklich und verwerflich seien dagegen zwei andre Erscheinungen zu erklären: erstens, daß jetzt sogar die Herren Tertianer und Sekundaner anfangen, in regelrechter Weise zu kommersiren, und zweitens, daß auf den Universitäten die Veranstaltungen des zwangsmäßigen Trinkens noch immer in der Mode sind. In dem ersten liegt ein schwerer Vorwurf, nicht für die Schule, sondern für die Eltern, die zu gleichgiltig oder zu schwächlich sind, dem Treiben ihrer Söhne im rechten Augenblick entgegenzutreten, das zweite aber erniedrigt das Trinken zum Saufen. Auch den Frühschoppen erklärt Ziegler für eine üble Ansitte, denn das Bier mache nach Bismarck ohne Frage faul, und darum sei es vom Übel, anders als gelegentlich, etwa in festlicher Nachstimmung, zum Frühschoppen zu wandeln.

Der dritte dunkle Punkt, worüber sich der studentische Ehrentodex ausschweigt, liegt darin, daß manche Studenten über ihre Verhältnisse leben, eine Gewohnheit, der man bekanntlich auch sonst oft begegnet. Schon die Bestimmung mancher Verbindungen, daß jedes Mitglied einen „Wechsel“ von bestimmter Höhe haben muß, ist als ein Ausfluß des Zeitgeistes, der die Personen nach ihrem Geldsack schätzt, verwerflich. Als Rechtfertigung dieser Bestimmung führt man bekanntlich an, daß sie das Schuldenmachen verhüte. Aber schlimmer noch als die, die Schulden machen, um es den reichern Genossen nachzuthun, sind die andern, die von zu Hause das nötige Geld zur Befriedigung ihrer „Ansprüche“ erhalten, und dann, ohne zu bedenken, daß sich Eltern und Geschwister vielleicht manches vom Munde abdarben, schwelgen und prassen und sich Dinge erlauben, die sich sonst kein wacker Mensch aus dem Mittelstande gestatten würde. „Alles haben müssen, was andre haben, das ist die rohe und äußerliche Auffassung der Standesehre, die sich mehr als billig auch in

studentischen Kreisen findet, und der die falsche Meinung zu Grunde liegt, daß Armut eine Schande sei. Man will nicht arm scheinen, daher nimmt man den Schein des Reichseins an, und diesem falschen Schein bringt man das Glück und das Behagen der Seinigen zum Opfer.“ Im Zusammenhange damit unterzieht Ziegler die Art, wie heute an den meisten Universitäten das Stipendienwesen gehandhabt wird, einer Prüfung, die das wenig erfreuliche Ergebnis liefert, daß die gegenwärtige Art der Stipendienverteilung in vielen Fällen zu einem unfeinen Empfinden in Geldsachen verleitet. Während es doch eine Ehrenforderung aller anständigen Menschen sei, sich nichts schenken zu lassen, sondern durch eine Leistung zu verdienen, was man von einem andern annimmt, nehme es die Mehrheit der Stipendienempfänger damit durchaus nicht genau. Das Gefühl, eine Gegenleistung zu übernehmen, werde bei dem heutigen Verfahren völlig abgestumpft, überdies wirke die Geringfügigkeit der meisten Stipendien geradezu demoralisierend, weil ein Zuschuß von vierzig bis fünfzig Mark für die meisten wohl nur eine Versuchung zum Verjubeeln enthalte. Um dem vorzubeugen, empfiehlt Ziegler zwei Änderungen. Zunächst solle man die kleinen Stipendien gänzlich beseitigen und weniger als 150 bis 200 Mark im Semester überhaupt nicht vergeben; sodann aber sei die Gewährung eines Stipendiums in jedem Falle davon abhängig zu machen, daß der Bewerber als Probe seines Fleißes eine Arbeit über ein freigesähltes Thema vorlege. Durch diese beiden Maßregeln werde man einerseits alle Unwürdigen und auch die, die eines Stipendiums nicht bedürfen, von der Bewerbung abschrecken, andererseits für die Würdigen und Bedürftigen die Möglichkeit einer wirklichen Unterstützung gewinnen.

Noch schlimmer als durch diese drei Klippen aber glaubt Ziegler die akademische Ehre durch das Laster der Prostitution gefährdet, das allerdings durch den sogenannten Keuschheitsparagrafen mancher Verbindungen als unvereinbar mit der Ehre eines „honorigen“ Studenten gebrandmarkt wird. Wenn auch nur annähernd zuträfe, was Ziegler annimmt, daß nämlich in dem Schlamm und Schmutz, der an diesem Punkte unsers Volkslebens lagert, Jahr für Jahr etwa dreitausend Studenten herumratschen, so stünde es schlimm, und wir würden ein gutes Teil der Hoffnungen, die wir auf die Zukunft unsers Volkes setzen, endgiltig begraben müssen. Doch scheint hier der Teufel der Statistik dem Verfasser einen kleinen Streich gespielt zu haben. Er sagt: „Aus dem Material einer 600 bis 700 Mitglieder umfassenden studentischen Krankenkasse in Berlin ist ermittelt worden, daß in zwei Semestern 25 Prozent, d. h. ein Viertel der dieser Klasse angehörigen Studenten geschlechtskrank waren! Wäre nun auch der Schluß von der besonders versuchungsreichen Großstadt und von einem vielleicht eben deshalb aufgesuchten Krankenkassenverein auf alle deutschen Studenten ein zu rascher — er ist zur Schande der deutschen Studentenschaft öffentlich gezogen worden —, so wäre es schon genug, wenn

es statt 25 nur 12 oder 10 Prozent wären, denn auch dann wären es immer noch reichlich dreitausend Studenten, die jährlich geschlechtskrank werden; die Zahl derer, die an der Prostitution überhaupt beteiligt sind, wäre natürlich noch viel größer.“ Ziegler sieht hier wohl zu schwarz. Wir glauben nach allem, was wir gesehen und gehört haben, daß der deutschen Studentenschaft ein Unrecht zugefügt wird, wenn man die schlimmen Erfahrungen, die man bei einem vermutlich ad hoc gegründeten Kassenverein in Berlin gemacht hat, zu Schlüssen auf die übrigen verwertet. Darin steckt eben der Fehler der Rechnung, und wenn das in einer Hinsicht tröstlich ist, so möge es auf der andern Seite doch dazu führen, daß künftighin die Väter dem Verlangen ihrer Söhne, schon im ersten Semester eine große Universität zu beziehen, etwas mehr Widerstand leisten.

Eine weitere Vorlesung ist dem Duell und der Mensur gewidmet. Hier begegnen wir dem jedenfalls überraschenden Vorschlag, man solle ruhig erklären, daß studentische Kampfspiele erlaubt seien und öffentlich, d. h. coram corpore academico, abgehalten werden dürften. Daß dadurch unsre Jugend an solchen blutrünstigen und nicht gerade ästhetischen Spielen übermäßig Gefallen finden werde, sei schwerlich zu befürchten, vielmehr hätten die Behörden durch ihre Verbote und Strafen die Sache nur reizvoll gemacht, und diesem Umstande sei es zuzuschreiben, daß die Studenten diesen Spielen eine gewisse Wichtigkeit beilegen, die sie in Wirklichkeit gar nicht hätten. „Das Leben bietet so viele Gelegenheiten, moralischen Mut zu zeigen, daß ich den, der noch als Philister mit einem Schmiß renommirt, stets in dem Verdacht habe, daß er jene Gelegenheiten habe ungenützt vorübergehen lassen; der Schmiß heißt dann nichts andres als: ich armseliger Tropf habe wenigstens einmal in meinem Leben ein bißchen physischen Mut gezeigt!“

Seine Harmlosigkeit verliert natürlich dieser Fechtsport nicht nur, wenn er sich die Alleinherrschaft über alle andern anmaßen möchte und gewissermaßen zwangsweise geübt werden soll, sondern vor allem auch dann, wenn statt des wangenreizenden Schlägers eine gefährliche Waffe gewählt wird, wenn die Mensur ins Duell ausartet. Dieses erscheint in allen Fällen ohne weiteres als ein ungeeignetes und verwerfliches Mittel zur Schlichtung studentischer Streitigkeiten und zur Wiederherstellung gekränkter Ehre. Bald schlage man diese Ehre zu hoch an, indem man an ihre kleinste Verletzung das Allerhöchste, ein hoffnungsvolles Leben, setze, bald zu niedrig, indem man Ehrenfragen auf dem Wege des Spiels zum Austrag bringen wolle. Und vor allem, ein moralischer Feigling bleibe erbärmlich, auch wenn er zeige, daß er fechten könne! Seitdem man weiß, daß aus diesen Kämpfen oft genug das Unrecht als Sieger hervorgeht, seit kein Mensch mehr an ein Gottesurteil im Zweikampf glaubt, hat diese Art, für seine gekränkte Ehre einzutreten, keinen Sinn mehr. Wenn man trotzdem in gewissen Ständen an diesem Vorurteil festhält,

ja das, was das Strafgesetz verbietet, auf Umwegen zur Pflicht macht, so ist das eine Unwahrheit, die das Rechtsgefühl des Volkes in grober Weise beleidigt und erschüttert.

Auch in den folgenden Vorlesungen, die die studentischen Verbindungen, das Einjährigfreiwilligenjahr und das Verhältnis des Studenten zu politischen und sozialen Fragen behandeln, ist manches, was ernste Beachtung verdient. Wir heben davon nur einige Sätze hervor, die sich auf das Verhalten des Studenten zu den politischen Parteien beziehen. Zum Verständnis dieser Sätze sei jedoch daran erinnert, daß Ziegler gleich vielen andern an den Bestand der meisten gegenwärtigen Parteien nicht mehr glaubt und ihnen, wie er selbst sagt, keine Thräne nachweinen wird, wenn sie eines Tages das Zeitliche segnen. „Die Partei ist niemals das Ganze, hat also auch niemals ganz Recht, jeder haftet eine Einseitigkeit, ein Halbes und Endliches an, und daher darf sich der Student keiner Partei gefangen geben, sondern er soll sie mindestens theoretisch alle der Reihe nach entweder durchlaufen und durchmachen oder sich skeptisch zum Parteileben überhaupt stellen. Er soll also nicht konservativ oder freisinnig oder nationalliberal sein, sondern er soll an jeder dieser Richtungen neben dem Berechtigten auch das Mangelhafte erkennen. Dann geht er später als freier Mann in die Partei, die ihm am meisten zusagt, und wird auch in ihr kein verknöchertes Parteimensch und nicht politisch intolerant und fanatisch werden. Das alles wird zugleich zur Gesundung unsers öffentlichen Lebens beitragen: wir brauchen Männer, die über ihren Parteien stehen, um von innen heraus reinigend und mäßigend auf diese zu wirken.“

Ähnlich ist die Antwort, die Ziegler auf die in der jüngsten Zeit mehrfach und leidenschaftlich erörterte Frage giebt, ob und wie weit sich der Student mit der sogenannten sozialen Frage beschäftigen solle. Ohne die Vorschläge, die er bei dieser Gelegenheit macht, im einzelnen zu prüfen, müssen wir doch sagen, daß er uns hie und da etwas zu weit zu gehen scheint, und daß bei der Befolgung seiner Ratschläge die Fachstudien zu Gunsten der sozialen Bestrebungen etwas zu kurz kommen würden. Unsere Auffassung hat natürlich mit den Erwägungen, die von dem Freiherrn von Stumm gegen die sozialen Neigungen der studirenden Jugend ins Feld geführt werden, nichts zu schaffen; aber daß sich aus den Reihen der Universitätslehrer sehr gewichtige und unverdächtige Stimmen erhoben haben, die zur Besonnenheit mahnten, giebt doch zu denken.

In dem zweiten Abschnitt seines Buches, in den Vorlesungen über das akademische Studium, macht Ziegler, der in diesem Zusammenhang namentlich die Aufgabe der Universität, das Verhältnis des Professors zum Studenten, die Honorarfrage, die Seminarübungen, die Ferien und Examina bespricht, eine solche Menge trefflicher Bemerkungen und Vorschläge, daß wir uns vorbehalten, gelegentlich in einem besondern Aufsatze darauf zurückzukommen. Hoffentlich

tragen die Proben, die wir hier mitgeteilt haben, dazu bei, dem Buche eine recht große Zahl von Freunden zu erwerben. Kein Student und kein Vater, der einen Sohn zur Universität schickt, sollte es ungelesen lassen.



Der ewige Jude und der Teufel in der jüngsten deutschen Poesie



Unser deutsches Volksbuch vom Doktor Faust und von seinem Bündnis mit dem Teufel und die düstre Erzählung vom ewigen Juden sind bekanntlich kurz nach einander (1587 und 1602) erschienen, und ein verwandter Zug der schaffenden Phantasie wie der aufnehmenden Empfänglichkeit hat seitdem Satan und Ahasver immer wieder nahe zu einander gerückt. In allen Gärungsperioden des Geistes und des Geschmacks treten die Fragen, die Stimmungen, die Empfindungen, die in den Teufelsmythen und den Legenden vom ewigen Juden verkörpert worden sind und werden sollen, aufs neue in den Vordergrund. Als in der Sturm- und Drangperiode unsrer Litteratur das Idyll nach Rousseauschem Maß überhand zu nehmen begann, als man sich in der ersten Freude am Charakteristischen, am Naiven und Volksmäßigen mit Alltagsbildern und einfachen Gestalten fast überbot, als es gelegentlich den Anschein gewann, als würde sich alle poetische Welt Darstellung in die Intimitäten des deutschen Familiendaseins verlieren, da klammerte sich der halb unbewußte Widerstand poetischer Talente gern an mächtigere Vorstellungen, an den tiefern Lebensgehalt in den alten Überlieferungen vom Teufel und vom ewigen Juden. Schubart beschwor Ahasver aus den Klüften des Karmel, Goethe, der Maler Müller und Klinger sahen zugleich Faust und seinen höllischen Genossen, der gewaltige Jugendentwurf Goethes rang sich, in der Gestaltung wachsend, über alle Dichtungen der Zeit empor. So wie in den letzten zwanziger Jahren die stärkere Wirkung Lord Byrons auf unsre poetische Litteratur anhebt, sehen wir auch die alten Sagen gestalten wieder auftauchen, die dem modernen Geist und Geschmack am besten ermöglichen, seine Empfindungen, Triebe und Gedanken zu verkörpern. Und eben jetzt wieder, wo offenbar eine Reaktion gegen die wüste Platttheit des reinen oder vielmehr des schmutzigen Naturalismus erwacht, wo man der Glendsschilderung und der photographisch treuen Wiedergabe alles Widrigen müde wird, wo das Bedürfnis einzelner poetischer Naturen

Grenzboten III 1895

10